

# KANN EINE GROSSE UNIVERSITÄT GEWALTBEREITSCHAFT AUFFANGEN?

Kurzfassung des am 21. Familientag des Studentenwerks Göttingen am 9. November 1996 gehaltenen Referats

Von Friedhelm Zubke

Bereitschaft zur Gewalt kann durch verschiedene Faktoren begünstigt werden. Architektur spielt dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Im folgenden werde ich das Augenmerk besonders auf Gebäude der Universität Göttingen richten und die zwischenmenschlichen Beziehungen an der Universität nur kurz ansprechen.

Gebäude können ein Gefühl der Geborgenheit vermitteln, sie können Wohlbefinden, aber auch Unbehagen auslösen, Ängste verbreiten und in extremen Fällen sogar Aggression freisetzen. Unsere Erfahrungen nehmen Einfluß auf die Wahrnehmung großer öffentlicher Einrichtungen. Ein in seinen Ausmaßen überdimensionales Gebäude kann daher von einigen als erdrückend erlebt werden, andere können ihm gleichgültig gegenüberstehen. In der Masse fühlen viele Menschen sich ohnmächtig, während andere es genießen, anonym in einer grossen Ansammlung aufzugehen. Der stets nickende, zustimmende, niemals einen Einwand, geschweige denn eine Kritik vorbringende Studierende mag der bequeme sein, ist er aber für eine lebendige Universität der wünschenswerte?

Welche Bilder bieten sich Besuchern, wenn sie von der Weender Landstraße auf den Campus gehen oder fahren? Der schmale Weg neben dem Wissenschaftlichen Landesprüfungsamt führt auf das lange Gebäude der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (UB). Gestaltungselemente waren Stahlkonstruktionen und große Glasflächen.

Von der UB überblicken Besucher den größten Teil des Campus. Sie sind von grauer Architektur umgeben: Theologikum, Ökonomie, Zentralmensa - Juridicum, Zentrales Hörsaalgebäude (Blauer Turm). Die Podeste, mißlungene Versuche, eine Hyde-Parktradition in Göttingen zu etablieren, verstärken noch diesen Eindruck. Weder das Portal der ehemaligen Reithalle vor der Zentralmensa noch das isoliert dastehende grüne Rohr in halbschräger Lage vor dem Nikolausberger Weg kann über das viele Grau hinwegtäuschen. Und die Absicht dieses Rohrs, einen Dialog zwischen der Welt der Universität und der Altstadt zu vermitteln, ist nur mit viel Phantasie und Einfühlungsvermögen nachvollziehbar.

Die Hörsäle des Zentralen Hörsaalgebäudes sind fensterlos. Erhellung werden sie durch kaltes Neonlicht. Als zynisch kann der Hinweis verstanden werden, hier

könne man sich unabgelenkt von störenden Geräuschen konzentrieren. Jeder, der die Universitätsgebäude Marburgs an der Wilhelm-Röpke-Straße kennt, der es erlebt hat, wie Konzentration und Energie durch ständig in die Arbeitsräume eindringende Fahrgeräusche von einer Hochstraße strapaziert werden, wird die fensterlosen Hörsäle zu schätzen wissen. Die kleinen Hörsaalräume sind z. T. holzverkleidet, die größeren haben mit Betonwänden vorlieb nehmen müssen, an denen sich noch die Umrisse der Holzverschalung abzeichnen. Auf die Wände von Raum 011 gemalte geöffnete Fenster mit Blick ins Grüne nehmen den grauen Wandflächen das Triste, ein Beispiel dafür, wie studentische Kreativität sich mit dem Dunklen, Grauen auseinandersetzt, das nicht Geborgenheit und Wohlbefinden auslöst. In den 70er Jahren galten diese Betonbauten als architektonischer Fortschritt. Unsere Einstellung zu öffentlichen Gebäuden hat sich inzwischen verändert: was wir für Fortschritt hielten, gilt uns heute als rein funktional, oft als abweisend. Wir neigen dazu, gelungene Bemalungen zu akzeptieren und mißlungene, uns störende als Schmierereien zu bezeichnen. Wir lassen also in die Bewertung ästhetische Gesichtspunkte einfließen. In beiden Fällen handelt es sich jedoch um Sachbeschädigung. Das Besprühen von Betonwänden und -flächen wird zum überwiegenden Anteil ausgelöst durch aggressive Gefühle, durch Unzufriedenheit. Etliche Betrachter beschmierter öffentlicher Gebäude reagieren wiederum mit Aggression, die sich im allgemeinen verbal entlädt. Sind die Bemalungen oder Schmierereien Botschaften, die wir nicht zu entschlüsseln verstehen? Sind sie Ausdruck tiefsitzender Angst, der wir nicht zu begegnen wissen? Bei diesem Deutungsversuch lasse ich einmal die Parolen unberücksichtigt, mit denen Sprüher anderen ihre politische Meinung aufdrängen, ohne darum gebeten worden zu sein.

Göttingen besteht nicht nur aus Grau und die Universität Göttingen ist alles andere als eine Diva in Grau. Ihre sehenswerten, hellen Seiten bilden einen reizvollen Kontrast zum architektonischen Geschmack der 70er Jahre. Kritik an der funktionalen Bauweise der 70er Jahre besann sich auf überkommene Traditionen. So knüpfte die Gestaltung des Wilhelmsplatzes wieder an die ursprüngliche Form an. Die Parkanlage im Kleinformat wird umrahmt von der Aula, einem Geschenk

des Landesherrn zum hundertjährigen Bestehen der Universität, der Mensa und dem danebenstehenden Gebäude Wilhelmsplatz 2. Mit ihrem sorgfältig restaurierten großen Saal ist die Aula ein Kleinod in Göttingen.

Das Besprühen von Wänden macht auch nicht Halt vor diesen historischen Gebäuden. Wände der Aula und der Mensa sowie das Denkmal Wilhelms IV. werden immer wieder mit Farbe beschmieret. Es gelingt uns offensichtlich nicht, bei einigen Enttäuschten, Frustrierten und Resignierten - trotz ihres individuell sicher verstehbaren Zorns auf Entwicklungen, die sie benachteiligen - Freude an ästhetisch Gelungenem und damit Achtung vor Anderem zu vermitteln. Es ist nicht oder nur äußerst schwer vermittelbar, daß die Schmierereien von Sehenswürdigkeiten durch Steuergelder beseitigt werden, aus Mitteln, an denen auch diejenigen partizipieren, die sich der Sachbeschädigung schuldig machen.

Entsprechend der Konzeption des Wilhelmsplatzes, sich an menschlichem Wohlbefinden zu orientieren, verfolgt die Planung des Staatshochbauamtes und des Studentenwerkes die Restaurierung alter Gebäude für Institutszwecke und für studentische Wohnangebote.

Knapp skizzieren möchte ich, wie wissenschaftliche Untersuchungen Gewaltbereitschaft erklären. Wenn ich den Begriff Aggression benutze, habe ich den Energieanteil gemeint, der in destruktiver Form auftritt und sich häufig verbal äußert. Neben der destruktiven Seite hat Aggression konstruktive Anteile, die dem Menschen als wichtige Antriebsquelle dienen. Aggression in einer destruktiven Form kann umschlagen in Gewalt. Wird das innere Verlangen nach Gewaltanwendung umgesetzt, kann aus einer Bereitschaft zu Gewalt Vernichtung oder Zerstörung folgen. Gewalt läßt sich demnach beschreiben als eine Teilmenge von Aggression. Wir sind in der Gefahr, uns an Gewaltbereitschaft wie an Gewalt zu gewöhnen, uns darauf einzustellen, daß Aggression und Gewalt unseren Alltag beherrschen. Das Sich-gewöhnen ist aber höchst bedenklich, weil damit unbeabsichtigt Gewalt zur Normalität erklärt wird.

Vereinfachend ist bei den Erklärungsmodellen zur Gewalt von drei Ansätzen auszugehen: 1. der Frustrationstheorie, die Frustration für das auslösende Moment hält, 2. von der Triebtheorie, die angebotene Energie verantwortlich macht und 3. von fehlgeleitetem Lernverhalten oder einem Lernen am Modell, demzufolge Aggression durch Beobachtung und Nachahmung gelernt wird, es demnach wieder durch Training, Verhaltensveränderung verlernt werden müßte. Auf diesem Modell aufbauend, scheinen zwei Ansätze weiterzuführen: die Individualisierungstheorie und die Streßtheorie.

UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

Modernisierungsprozesse führen zu „Individualisierungsschüben“ in der Gesellschaft. Ihre Auswirkungen sind sehr ambivalent. Die „Sonnenseite“ der Individualisierung eröffnet einen Zuwachs an Chancen, Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten. Das Gegenbild, die „Schattenseite“ der Individualisierung, führt im sozialen und beruflichen Umfeld zur Desorientierung mit den emotionalen Befindlichkeiten von Isolation, Vereinsamung und Ohnmacht. Das Gefühl, nicht dazuzugehören, keinen Ort in der komplexen modernen Gesellschaft zu finden, wird, so die Erklärung, mit einer Bereitschaft zur Gewalt und zur Aneignung von „Ideologien der Ungleichheit“, die zu bekämpfen sind, beantwortet (Wilhelm Heitmeyer).

Streßtheorien sind insofern eine Weiterführung der Individualisierungstheorie, als sie die Kritik an ihr aufgreifen. Herausgestellt wird der „Zusammenhang von Feindlichkeit und Furcht“. Streß meint ein subjektiv zu fassendes Gefühl der Überforderung. Erst das Zusammentreffen eines relativen Zuviel an Belastung und eines relativen Zuwenig an Möglichkeiten der Bewältigung läßt das Gefühl der Überforderung entstehen. Streß kann zu Intoleranz führen, wenn für die subjektiv empfundene Überforderung nach Entlastung gesucht wird. Es läßt sich die These aufstellen: „Je größer der soziale Streß, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, daß sich die gestreßten Bürger tolerant verhalten“ (K. Peter Fritzsche).

Aggression und Gewalt richten sich nicht nur gegen Einrichtungen, sie gelten auch Mitmenschen. Wenn Strukturen öffentlicher Gebäude aggressive Gefühle in ihrer destruktiven Form freisetzen können, dann müssen wir uns auch fragen, ob zwischenmenschliche Beziehungen, die Art, wie wir miteinander umgehen, in der Universität wie an anderen Orten unserer Gesellschaft, die negativ zu bewertende Aggression begünstigen. Zwischen Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern gibt es Zusammenarbeit und Koopera-

tion – in der Forschung, in der Lehre und in der Selbstverwaltung. Werden diese positiven Momente eines Miteinander aber nicht mehr und mehr überlagert durch ein Gegeneinander? Wird nicht die Kollegin, der Kollege als Konkurrent argwöhnisch beäugt? Wo wird ein Erfolg oder eine Leistung noch neidlos anerkannt? Wo ist es noch eine Selbstverständlichkeit, daß bei Scheitern und Enttäuschungen Hilfen angeboten werden? Beobachtet habe ich, daß Lob, wenn es formuliert wird, in der Negation erfolgt. Die Anerkennung einer überzeugenden Untersuchung lautet dann: „Gar nicht schlecht.“ Dieser Satz sollte Lob ausdrücken, vielleicht sogar großes Lob. Daß Wissenschaft vom Widerspruch lebt, daß wissenschaftlicher Fortschritt auf unbequeme, bohrende, in ihrem Bemühen niemals nachlassende Kritik angewiesen ist, wird von mir nicht bestritten. Ich weise vielmehr darauf hin, daß wir alle, ob Lehrende oder Studierende, die Anerkennung brauchen wie die Luft zum Atmen.

Forschungen zu gesellschaftlicher Gewalt haben auf einen Zusammenhang von einem Gewaltpotential und einer „Anerkennungslücke“ (u. a. Heitmeyer) hingewiesen. Was ist gemeint und inwiefern sind Studienanfänger betroffen? Psychisch krank kann werden, wer auf Dauer nur Ablehnung erfährt, wem nur mit Herablassung oder Abschätzigkeit begegnet wird. Menschliche Sehnsucht nach Anerkennung, verbunden mit dem Gefühl, dazuzugehören, wichtig zu sein, mit seinen Möglichkeiten einen Beitrag in unserer Gesellschaft zu leisten, ist eine unabdingbare Voraussetzung für Zufriedenheit.

Studenten und Studentinnen sind in weit größerem Maße auf der Suche nach sich selbst als die oft wesentlich älteren Lehrenden. Studienanfänger erwarten zu Recht Interesse und Aufgeschlossenheit. Gleichgültigkeit und Desinteresse kann sie ernstlich psychisch schädigen. Engagierte Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen sind häufig überfordert und

doch verlangt ihre Verpflichtung zur Lehre, sich für Studierende, insbesondere Studienanfänger Zeit zu nehmen. Es erweist sich beim Hochschullehrerberuf als höchst nachteilig, daß der Professor seine wesentliche, ihn befriedigende Anerkennung durch die Forschung bezieht, in wesentlich geringerem Maße durch sein Engagement in der Lehre. Pädagogische Arbeit, um die es ja u. a. bei der didaktischen Planung von Lehrveranstaltungen und der Betreuung von studentischen Untersuchungen geht, läßt sich vereinfachend reduzieren auf Entmutigung und Ermutigung. Was Studienanfänger und Studienanfängerinnen über konstruktive Kritik hinaus brauchen, ist Ermutigung.

Eine lebendige Universität braucht den engagierten Austausch wie die gegenseitige Anregung von Lehrenden und Studierenden. Studien über das politische Bewußtsein von Studierenden zeichnen ein düsteres Bild. Sie seien skeptisch, spießbürgerlich und unpolitisch. Die Verfasserin einer Untersuchung über studentisches Verhalten erklärt: „Die Studierenden interessieren sich nicht für Wahlen, interessieren sich auch nicht dafür, daß überall gekürzt wird. Sie kommen zu den Vorlesungen, rauchen vorher 'ne Zigarette, trinken hinterher noch 'nen Kaffee, und dann sind sie wieder weg“ (Sabine Kiel, Frankfurter Rundschau, 24. 10. 1996, Seite 6).

Es wäre lohnend, einmal der Frage nachzugehen, inwieweit Architektur nicht nur den jeweiligen Zeitgeschmack widerspiegelt, sondern auch den Zeitgeist. Wir können eine lang anhaltende Phase technischen, funktionalen Denkens beschreiben, in der jeder nach seinem Nutzen bewertet wird, eine Phase des Gegeneinander, eine Individualität des Jedergegen-jeden. Die schwierige Verständigung über ein Mehr von Miteinander in der Ästhetik öffentlicher Gebäude wie in der Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden verlangt nach Ablösung von Egoismus durch Solidarität.



**Eins**

Gänseleselbrunnen 1901  
Göttlinger Wahrzeichen  
am Markt

mit der Stadt,  
in der wir  
leben ...

Tradition  
und Historie  
verpflichten ...

Treffpunkte für  
gepflegte Gastlichkeit



Historischer Gewölbekeller seit 1405  
Markt 9, Tel. 05 51 / 5 64 33



Historische Stuben seit 1451  
Barfußstraße 5, Tel. 05 51 / 5 73 20